

Sonderdruck

Essaypreis

WERKSTATT*GESCHICHTE* 2012

Achim Landwehr

**Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein:
Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung**

■ ACHIM LANDWEHR

Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein: Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung

Die Frage

Die Kritik scheint immer schon mit einer Frage zu beginnen – und zwar noch bevor das eigentliche kritische Fragen begonnen hat: Was ist Kritik? Die Erörterungen, die mit einem solchen Titel aufwarten können, sind zahlreich. Roland Barthes hat diese Frage ebenso gestellt wie Michel Foucault oder Judith Butler, um nur einige der prominenteren zu nennen.¹ Muss es nicht verwundern, dass so viele Beiträge zur Kritik im Titel das Problem aufwerfen, was diese Kritik eigentlich sei? Man ist sich offensichtlich des Gegenstandes, des Gehalts oder der Funktion von Kritik nicht allzu sicher.

Die Wissenschaften behelfen sich in einer solchen Situation der Unsicherheit mit einer typisch akademischen Ausflucht, etwa der Hinwendung zur Sprachgeschichte. Weiß man nicht weiter, geht man den begrifflichen Werkzeugen mit geschichtlichen Mitteln auf den Grund und befragt sie nach ihrer etymologischen Beschaffenheit. Nun wäre es illusionär zu hoffen, das Problem ließe sich auf diesem Weg klären. Denn historische Betrachtungen haben noch nie eindeutige Antworten auf schwierige Fragen gegeben – und sollen das auch gar nicht. Sie sollen vielmehr angemessen komplexe Beschreibungen von ebenso komplexen Situationen liefern. Die Hinwendung zur Etymologie garantiert also keine Eindeutigkeit, offeriert aber Anregungen zum Weiterdenken.

Das dem Griechischen entstammende Wort ‚Kritik‘ bezeichnet – in all seiner Bedeutungsvielfalt – zunächst einmal eine Kunst des Trennens, des Scheidens, der dann entsprechende Folgerungen angeschlossen werden, wie sie beispielsweise in der Rechtsprechung, der Medizin oder der Philosophie zu finden sind. Man könnte also davon sprechen, dass es sich bei der Kritik um eine Form des Teilens handelt, und zwar in mindestens zweifacher Hinsicht: am Anfang steht die Teilung einzelner Elemente, der dann eine ‚Beur-Teilung‘ folgt.

Kritische Geschichtsschreibung, so ließe sich vermuten, müsste dieser Form einer doppelten ‚Auseinander-Setzung‘, die ihre Gegenstände analysiert und einer Prüfung unterzieht, dann eigentlich nur noch eine historische Perspektive hinzufügen. Aber machen wir uns die Sache nicht allzu einfach und stellen zunächst eine andere Testfrage.

Was ist das Gegenteil kritischer Geschichtsschreibung?

Gibt es überhaupt noch eine Form der Geschichtswissenschaft, die sich ernsthaft gegen einen kritischen Anspruch verwahrt? Nimmt man die etymologischen Wurzeln von ‚Kritik‘ ernst, dann ließe sich eine unkritische Geschichtsschreibung dahingehend bestimmen, dass sie gerade nicht teilen und beurteilen will, dass sie keine Distanz schafft, sondern Nähe gewährleistet, dass sie nicht Differenz thematisiert, sondern Identitäten herstellt, dass sie auf Affirmation anstatt auf Reibung setzt.

1 Barthes 2006; Butler 2009; Foucault 1992.

Auch wenn sich niemand das Etikett einer unkritischen Historiographie anheften lassen möchte, so findet sie sich doch unter anderem in zahlreichen Formen populärer Geschichtsdarstellung der Marke ‚Guido Knopp‘, die deutlich stärker auf Identifikation als auf Unterscheidung setzen. Es wäre aber verfehlt, im Habitus wissenschaftlicher oder gar moralischer Überheblichkeit solche Varianten historischer Kontinuitätsbildung (wie sie sich beispielsweise auch häufiger in der Lokal- und Regionalgeschichte finden) zu verdammen – schließlich hat nicht nur jede Gesellschaft die Geschichtsschreibung, die sie verdient, sondern vor allem diejenige, die sie selbst macht.

Pauschalisierungen sind aber bei der Bestimmung von kritischer oder unkritischer Geschichte fehl am Platz. Auch Arbeiten, die sich beispielsweise mit Formen historischer Erinnerung beschäftigen, können kaum in einem umfassenden Sinn der Kritiklosigkeit bezichtigt werden. Dafür haben entsprechende Forschungen zu viele – auch öffentliche – Debatten angestoßen und heikle Fragen aufgeworfen. Aber in der Breite der Beschäftigung lässt sich nicht ganz von der Hand weisen, dass diesem Oberthema ein gewisses retardierendes Moment innewohnt, insofern es deutlich stärker auf die Bewahrung (von Erinnerungen) beim Umgang mit Geschichte Wert legt. Tendenziell leistet die Wertschätzung der Memoria einer Musealisierung Vorschub. Gleichzeitig wird möglicher Kritik dadurch der Stachel gezogen, dass die zentrale Funktion des Erinnerten darin besteht, gepflegt und bewahrt, nicht aber kritisiert zu werden. Geschichtsschreibung reduziert sich damit aber selbst zum nützlichen Lieferanten von Memorialfunktionen und Identifizierungsangeboten. Kann das aber genügen? Sollte Geschichtsschreibung tatsächlich vor allem eine Erinnerungsinstitution sein?

Der entgegengesetzte Weg ist nicht minder problematisch. Auf Verurteilung anstatt auf Affirmation zu setzen, die Vergangenheit vor den historischen Richterstuhl zu zerren, um zu verkünden, welche ihrer Teile positiv oder negativ zu bewerten sind, kann kaum überzeugen. Verkommt Kritik in manchen Fällen nicht einfach nur noch zur billigen Geste? Dass Kolonialismus oder Massenmord oder Diktaturen oder Ausbeutung zu kritisieren sind – geschenkt! Dafür bedarf es keiner historischen Belege.

Was sich daher kaum noch sinnvollerweise vertreten lässt, ist eine so genannte ‚kritische Geschichtswissenschaft‘, die mit einem überheblichen Gestus der Besserwisseri auftritt, unabhängig davon, welchem politischen Lager sie zuzuordnen sein mag. Wenn die Zeit der einfachen Antworten auch noch nicht vorbei sein mag, so erscheinen in der Gegenwart des frühen 21. Jahrhunderts die einfachen Antworten doch zunehmend als unpassend. Klare Ansagen, was vor welchem ideologischen Hintergrund nun zu tun sei, verbieten sich fast von selbst, weil die strukturellen Bedingungen gemeinhin als so komplex angesehen werden, dass die tatsächlichen Handlungsmöglichkeiten sich zuweilen darauf zu beschränken scheinen, Schlimmeres zu verhindern. Wer wollte und wer könnte da noch sagen, was gut und richtig ist? Und wer könnte da noch Geschichtsschreibung in einem solchen Sinn kritisch in Anschlag bringen, dass sie erstens die ‚Fehler‘ der Vergangenheit brandmarkt (wenn sich doch ein vermeintliches ‚richtiges Gestern‘ morgen schon als ‚falsch‘ herausstellen könnte) und zweitens aufgrund dieser Lehren die richtigen Wegmarken für ein Handeln in der Gegenwart und der Zukunft anbringt? Was in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts diesbezüglich zuweilen noch möglich erschien, ist inzwischen einer grundsätzlichen Verunsicherung gewichen.

Und genau das zeigt sich auch in den geschichtswissenschaftlichen Entwicklungen der vergangenen zwei bis drei Jahrzehnte. Die Überheblichkeit großspuriger ideologischer Entwürfe, die selbstsicher das Ziel oder das Ende der Geschichte verkündeten, ist spätestens mit dem Epochenbruch von 1989/90 ad absurdum geführt worden. Wenn es aber vor allem

diese Präsenz bestimmter Problemkonstellationen in der Gegenwart ist, dann rückt eine weitere Frage in den Mittelpunkt.

Warum Kritik über den Umweg der Geschichte?

Der Zusammenhang von Kritik und Geschichte versteht sich nicht von selbst. Will man beide miteinander in Verbindung bringen, so ist das erklärungsbedürftig.² Hält man sich an philosophische Diskussionen, dann besteht das Ziel von Kritik darin, zum guten Leben und zu einer besseren Welt beizutragen.³ Angesichts solcher Bestimmungen muss eine kritische Geschichtswissenschaft eigentlich unsinnig erscheinen. Was sollte ihr Ziel sein? Etwa das Bemühen um eine bessere Vergangenheit? Oder sollte sie gar im Sinne der *Historia Magistra Vitae* ein besseres Morgen mittels der Lehren aus der Vergangenheit anstreben? Die geschichtsphilosophische Antwort hierauf fällt aus, denn sie ist gerade eines der prominentesten Opfer kritischer Reflexion, insofern die Suche nach dem Allgemeinbegriff des Geschichtlichen, der alle menschlichen Lebensformen überwölbt, inzwischen eingestellt wurde. Der eine und alles umfassende Gesamtraum namens ‚Geschichte‘, der das divergente Treiben der Menschen in einem zufrieden stellenden Maß auf den Punkt bringt, wird aller Voraussicht nach nicht mehr gefunden. Er ist der kritischen Überprüfung zum Opfer gefallen.⁴

Warum dann aber das Spiel über die Bande? Warum sollte Kritik den Umweg über die Geschichte einschlagen? Wenn schon Kritik, warum dann nicht direkt auf die Gegenwart gezielt? Weil Kritik nicht nur von der Trennung, sondern auch von der Reibung zwischen den getrennten Flächen lebt. Sie braucht ein Gegenüber, mit dem sie in einen Dialog, besser in einen Streit geraten kann, um zur Beurteilung zu befähigen. Und hier kann die Beschäftigung mit der Vergangenheit ihre Stärken ausspielen, denn das historisch Andersartige ist in einer solchen Situation als Gegenüber nur allzu geeignet. Sinn könnte die Rede von einer kritischen Geschichtsschreibung nur dann machen, wenn es gelänge, eine Auffassung von Geschichte zu gewinnen, die mit der Gegenwart verschränkt bleibt.

Der erste Schritt einer Teilung im Rahmen des kritischen Verfahrens liegt daher auf der Hand und ergibt sich durch die Differenz in der Zeit. Historisch (und unter Umständen auch historisch-kritisch) zu denken, bedeutet, dem temporalen Abstand zwischen dem Heute und dem Gestern einen konstitutiven Sinn beizumessen. Denn dieser Abstand ist in der Lage, bestehende Wirklichkeiten mit einer Fremdheit zu konfrontieren, die für sich gleichfalls Wirklichkeitsstatus reklamieren kann. Die historische Perspektive eröffnet andere Sichtweisen auf die Instanz der Wirklichkeit selbst. Während der ethnologische Blick differente mögliche Wirklichkeiten vorführt, kann das Medium der Geschichte „das Andere der Wirklichkeitskultur Europas“ aufzeigen.⁵

Gegenwart und Vergangenheit müssen also wechselseitig aufeinander bezogen werden. Die Gegenwart gilt es dabei beständig an ihren eigenen historischen Ort zu erinnern, insofern sie selbst einmal Vergangenheit sein wird, um dann, in der Zukunft, ebenso von oben herab betrachtet zu werden, wie sie es möglicherweise gerade selbst mit der Vergangenheit tut. Ähnlich wie ein Staatsklave bei den Triumphzügen römischer Feldherren daran

2 Saar 2009, 248.

3 Rosa 2009, 24.

4 Konersmann 2001, 33f.

5 Gehring 2004, 154.

zu erinnern hatte, dass der Gefeierte nur ein Mensch und sterblich sei, mithin also nicht der Hybris verfallen sollte, käme der kritischen Geschichtsschreibung die Aufgabe zu, der Gegenwart beständig ins Ohr zu raunen: Bedenke, du bist nur ein Jetzt.

Kritik – egal ob historischer oder anderer Provenienz – ist also immer (auch) eine Geschichte der Gegenwart. Kritische Geschichtsschreibung muss daher vermeiden, Geschichte zur Vor-Geschichte der Jetztzeit zu degradieren.⁶ Dies ist nicht nur deswegen unzureichend, weil es ‚der Geschichte‘ als Erkenntnisziel nicht gerecht würde, sondern weil damit auch ein wesentlicher Anspruch jeglicher Kritik verfehlt würde, nämlich andere Wirklichkeiten und andere Selbstverständlichkeiten aufzuzeigen.⁷

6

Daher hat kritische Geschichtsschreibung Alternativen aufzuzeigen – und hat zu belegen, dass ‚Alternativität‘ immer möglich ist. Kritik, die die richtige Antwort schon kennt, muss fast zwangsläufig normativ und dogmatisch werden.⁸ Die historische Betrachtung sollte viel eher dazu einladen, die Einsicht in die Kontingenz des Gemacht-worden-Seins (und nicht einfach nur des Geworden-Seins) zu ermöglichen, und zu einem destabilisierenden Zweifel an dessen Notwendigkeit führen.⁹ Historische Kritik ist insofern ein Beitrag zur ‚Entselbstverständlichung‘.

Dies ist vor allem dann von Bedeutung, wenn zahlreiche andere Kritikformen gegenwartsversessen und geschichtsvergessen sind.¹⁰ Man könnte also in Abwandlung einer Bestimmung von Foucault sagen,¹¹ dass kritische Geschichtsschreibung das Bemühen sein müsste, nicht dermaßen von der vermeintlichen Selbstverständlichkeit der Vergangenheit dominiert zu werden. Zugleich gilt es aber festzuhalten, dass es auch darum geht, die Vergangenheit nicht dermaßen zu dominieren, ihr also nicht die Rolle des Gesprächspartners im historischen Dialog zu nehmen, sondern sie angemessen zu Wort kommen zu lassen.

Bei all dem Nutzen der Geschichte für die Gegenwart und bei aller Anerkennung des kritischen Unterfangens darf die Vergangenheit nicht zum Dummy der Jetztzeit werden, nicht zum (bereits verstorbenen!) Sparringspartner eines Hier und Jetzt, das sich der vermeintlichen Überlegenheit der Nachgeborenen sicher zu sein scheint. Eine Geschichte der Gegenwart kann also nicht in einem schlichten Präsentismus aufgehen, der einer Bejahung der Gegenwart das Wort redet.¹²

Ein solcher Präsentismus, der in der besten aller möglichen Zeiten zu leben meint, lässt sich mittels chiasmischer Denkbewegungen umgehen, die Beobachtungsobjekt und -objekt wechselseitig aufeinander beziehen. Diese chiasmische Bezüglichkeit eröffnet insofern eine weitere Perspektive, als das Ergebnis der ‚teilenden Praxis‘ nicht nur eine Geschichte der Kritik sein sollte, sondern ebenso eine Kritik der Geschichte. Wenn also kritische Geschichtsschreibung nach den verschließenden Konstituenten eines Feldes von Kategorien fragt¹³ und damit auf spezifische Formen der Wirklichkeitskultur, auf ihre Mechanismen und Wirkungen zielt, dann muss deutlich gemacht werden, dass auch das kritische Denken eine Geschichte hat, die ihrerseits kritisch zu reflektieren ist. Diese Geschichte ist unauflöslich

6 Saar 2009, 255.

7 Scott 2007, 23f.

8 Butler 2009, 225.

9 Saar 2009, 253.

10 Saar 2009, 262.

11 Foucault 1992, 12.

12 Konersmann 2006, 232f.

13 Butler 2009, 223.

und auf nicht ganz unproblematische Weise mit den Idealen der Aufklärung, des Fortschrittsdenkens und der Moderne verbunden – und gerade deswegen immer wieder auf den Prüfstand zu stellen.

Wenn sich solcherart die Möglichkeiten und Zielvorgaben kritischer Historiographie kennzeichnen lassen, kann eine Anschlussfrage nicht ausbleiben.

Was ist das Objekt kritischer Geschichtsschreibung?

Kritische Geschichtsschreibung kann das Objekt ihrer Kritik nicht sinnvollerweise im Gestern suchen, denn das wäre entweder überheblich oder lächerlich. Wollte man tatsächlich den Toten vorschreiben, wie sie hätten agieren sollen, damit unser Heute besser wäre? Wie aber kann dann eine reziproke Form der Kritik gelingen, die die wechselseitigen Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart deutlich macht? Eine Lösung könnte sein, oberflächlicher zu werden. Man könnte davon sprechen, dass eine andere Form der ‚Quellenkritik‘ notwendig wäre, eine Kritik des historischen Materials, die dessen Materialität ernst nimmt und der es um die Arten und Weisen ginge, wie dieses Material zur Konstitution von historischen und gegenwärtigen Wirklichkeiten beigetragen hat und immer noch beiträgt. Eine solche Perspektive würde in einem kritischen (und auch selbstkritischen) Sinn ein Kommunikationsfeld entwerfen, das beständig damit beschäftigt ist, ‚Geschichte zu machen‘.

Dadurch lassen sich die Beziehungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart thematisieren, insofern das Material zwischen unterschiedlichen Zeiten oszilliert. All die Texte, Bilder und anderen Objekte wurden zu einem bestimmten Zeitpunkt hergestellt, erfuhren eine Überlieferung sowie unterschiedliche Formen der Nutzung und werden in einer bestimmten Gegenwart verwendet, um erneut, und auf eine wiederum andere Art und Weise, Beziehungen zu einer Vergangenheit aufzubauen.

Mit einer Konzentration auf die Oberflächen rücken die historischen und – untrennbar damit verbunden – gegenwärtigen Formen der Produktion von Wirklichkeiten in den Blickpunkt. Der kritische Impetus einer solchen Herangehensweise bestünde vor allem in zwei Fragen: Wie wurden in der Vergangenheit Wahrheiten etabliert und Wissensformen verfestigt? Und wie werden in unserer Gegenwart historische Wirklichkeiten geformt, die selbstredend immer gegenwärtig wirksame Wirklichkeiten sind?

‚Oberflächlichkeit‘ darf dabei nicht in einem pejorativen Sinn missverstanden werden. Durchaus im Verständnis des Foucault’schen Positivismus¹⁴ sollte man den Umstand problematisieren, dass bestimmte Dinge überhaupt in Erscheinung treten. Der letztlich metaphysische Reflex ist grundsätzlich in Zweifel zu ziehen, der davon ausgeht, dass das ‚Ausgraben‘ und das ‚Schürfen‘ privilegierte Erkenntnisweisen wissenschaftlichen Arbeitens seien. Möglicherweise muss man gar nicht so sehr nach Verstecktem und Verborgenen suchen – unter Umständen haben wir bereits alles direkt vor unserer Nase und müssen nur genau hinsehen. In diesem Sinn meint die Konzentration auf die Oberflächen einerseits das Sich-Wundern über die Dinge, die vermeintlich so selbstverständlich da sind (und nicht vielmehr nicht da sind), meint andererseits aber auch das genaue Nachzeichnen der Beziehungen zwischen diesen Dingen.¹⁵ Auf diesem Weg könnte man zu Beschreibungen gelangen, die sehr genau sind in ihrer Gegenstandsdarstellung, aber deswegen nicht in pedantischer Belanglosigkeit

14 Foucault 1981, 182.

15 Daston/Galison 2007, 216.

aufgehen. In der Folge der erkenntnistheoretischen Alltagsweisheit, dass man nur das sieht, was man kennt, kann man auch nur das einer Kritik unterziehen, was man zuvor sichtbar gemacht hat. Die Beschreibung als Konzentration auf die Oberflächen wäre dann gerade nicht ‚oberflächlich‘, wäre auch nicht der erste notwendige Schritt zur Kritik, sondern wäre bereits praktizierte Kritik. Denn Dinge zu sehen und sie – wenn auch nur für einen kurzen Moment – einmal nicht als selbstverständlich zu nehmen, heißt bereits sich von ihnen zu distanzieren, sie zu befragen, sie zu analysieren, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und sie ‚auseinander zu setzen‘. Kritik bedeutet, sich der Wirklichkeit, die wir bewohnen, beleben und beständig erschaffen, nicht allzu sicher zu sein.

Damit könnte eine kritische Geschichtsschreibung gelingen, die die Praxis des Teilens ernst nimmt und Störungen und Diskontinuitäten hervorhebt, die das historische Chaos thematisiert, die dadurch sogar Verunsicherungen stiften und für Irritationen sorgen kann. Kritische Geschichtswissenschaft hat allerdings nicht nur ein Objekt, sondern muss sich auch in ihrer Subjektivität befragen lassen.

Welche Position hat das Subjekt der kritischen Geschichtsschreibung?

Kritische Geschichtsschreibung betrifft die Formen der Selbstbeobachtung,¹⁶ und zwar sowohl im Gestern wie im Heute. Sie wird insofern zu einem vertrackten Verfahren, als sie immer (mindestens) eine zusätzliche Schleife drehen muss. Folgt man Roland Barthes,¹⁷ kann es nicht darum gehen, im Namen ‚wahrer‘ Prinzipien einfach nur ‚richtig‘ zu sprechen. Kritik besteht vielmehr darin, die Dinge beim Namen zu nennen und gleichzeitig zu offenbaren, vor dem Hintergrund welcher Überzeugungen ein solches Sprechen vonstatten geht. Kritik würde also immer auch Selbstkritik implizieren, und zwar nicht im Sinn einer seelischen Selbstoffenbarung, sondern in dem Versuch, die kritische Bewegung auch auf die eigenen Erkenntnisformen zu beziehen. (Selbst-)Kritik wäre keine Beichte, sondern ein Lernvorgang: „Noch anders gesagt: die Kritik ist keineswegs ein Verzeichnis von Resultaten oder ein Korpus von Urteilen, sie ist wesentlich eine Tätigkeit, das heißt eine Folge von intellektuellen Handlungen, die tief in der historischen und subjektiven (beides ist dasselbe) Existenz dessen wurzeln, der sie ausübt, das heißt, der die Verantwortung für sie übernimmt.“¹⁸

Selbstreflexion und Verantwortung sind daher zentrale Begriffe, wenn es um die Position des Subjekts geht, das sich der kritischen Praxis befleißigt. Das Subjekt der Kritik hat demnach den „Attitüden des Besserwissens“ zu entsagen, wie Niklas Luhmann formuliert hat – einer Attitüde, wie sie beispielsweise in dem Anspruch zum Ausdruck kommt, Emanzipation aus der Unmündigkeit zu offerieren: „welche Zumutung der Philosophen an andere, sich so beschreiben zu lassen!“¹⁹ Hinter solchen Haltungen steht das Selbstverständnis wissenschaftlicher Beobachtung, außerhalb der Verhältnisse (welcher Art auch immer) zu stehen, eine Weltbeobachterposition erster Ordnung einnehmen zu wollen und den eigenen Ort sowie die eigene Form des Beobachtens deswegen nicht mehr reflektieren zu müssen. Dabei besteht die Differenz zwischen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Beobachtung nicht zuletzt in unterschiedlicher Machtverteilung, die es der Wissenschaft

16 Konersmann 2001, 18f.

17 Barthes 2006.

18 Barthes 2006, 119f.

19 Luhmann 1991, 148.

aufgrund von historisch nachvollziehbaren Institutionalierungsprozessen ermöglicht, ihrem Wissen die Dignität der Objektivität zu verleihen.

Eine Beobachtung zweiter Ordnung²⁰ bedeutet jedoch nicht, dass man sich kritischer Verlautbarungen oder dem Feststellen von Tatsachen enthalten müsste – aber es bedeutet, sich dabei selbst zu beobachten beziehungsweise beobachten zu lassen. Durch das Beobachten von Beobachtungen kann man nicht feststellen, wie die Welt ‚wirklich‘ beschaffen ist, sondern nur, wie sie intersubjektiv übereinstimmend konstruiert wird. Doch theoretisch gibt es keinen anderen Weg und praktisch hat der Umgang mit der Welt – egal ob wissenschaftlicher oder anderer Art – noch nie anders stattgefunden. Alle gegenteiligen Behauptungen beruhen auf einer Illusion, die machtgesättigte Diskurse über die vermeintliche Objektivität wissenschaftlicher Vorgehensweisen erzeugen.²¹ Eine weitere Konsequenz besteht darin, die übliche Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt fallen zu lassen. Denn durch die Beobachtung zweiter Ordnung ist es einem Subjekt nicht mehr möglich, ein Objekt zu beurteilen, ohne damit zugleich sich selbst einzubeziehen. Das Verhältnis von Subjekt und Objekt ist relational zu denken, denn das eine kommt ohne das andere schlicht nicht aus.²²

Würde Geschichtsschreibung konsequent die Prinzipien der Kritik auf sich selbst anwenden, dann müsste sie feststellen, dass auch die Geschichte als Erzählung von unserem Sogemacht-worden-Sein einen Prozess der Naturalisierung durchlaufen hat. Geschichte wird als etwas Selbstverständliches und nicht Hinterfragbares hingenommen – obwohl sie genau das nicht ist. Diese Einsicht wird bereits durch den Blick über den eigenen kulturellen Tellerrand gefördert, denn Geschichte zu haben, ist bei weitem nicht für alle Kulturen eine Notwendigkeit. Kritische Geschichtsschreibung muss also nicht nur die jeweils aktuellen Formen der Geschichtsproduktion unter die Lupe nehmen, sondern muss es sich auch gefallen lassen, bei ihrer eigenen Geschichtsproduktion unter die Lupe genommen zu werden (beziehungsweise dies selbst zu tun), auch wenn der Blick hinter die Kulissen der eigenen Wirklichkeitsproduktion noch nicht zu den Selbstverständlichkeiten der Geschichtsschreibung gehört.

Das Fragen

Die Antwort auf die Frage, was Kritik beziehungsweise kritische Geschichtsschreibung sein könnte, liegt in der Praxis des Fragens selbst. Die Aufrechterhaltung der Frage, in welche Richtung sie auch immer zielen mag, ist unverzichtbar, weil sie eine permanente Auseinander-Setzung, eine beständige Teilung der Elemente gewährleistet. Damit einher geht eine Verunsicherung in Permanenz, die keineswegs als destruktiv verstanden werden muss, sondern die produktiv wirken kann, insofern man sich auf die Erschütterung überkommener Gewissheiten einlässt – und sie zum Anlass kritischer Auseinandersetzungen nimmt.

Wozu aber sollte das gut sein, so ließe sich einwerfen, dieses ständige Befragen, wenn es auf kein Ziel hinausläuft, wenn es immer nur ein weiterer Schritt ist, dessen Sinn darin besteht, Vorbereitung für den nächsten Schritt zu sein? Warum eine permanente Kritik, wenn sie noch nicht einmal den Anspruch erfüllen kann, die bessere Lösung parat zu haben?

20 Luhmann 2009, 141–166.

21 Daston/Galison 2007.

22 Luhmann 1991, 150f.

Man könnte genauso gut die Frage stellen: Warum leben, wenn man doch sterben und den nächsten Lebenden Platz machen muss?²³

Kritische Geschichtsschreibung zielt also auf Modifikation, indem sie sich erstens des Wissens über die Vergangenheit niemals sicher sein kann, weil es zahlreiche historische Wirklichkeiten gibt, die immer wieder anders zum Vorschein zu bringen sind. Das Kritische daran ist aber nicht nur, die unumgängliche Geschichtlichkeit der Geschichtsschreibung zu verdeutlichen, sondern die Spezifik von Wirklichkeitskulturen mitsamt ihren Produktionsformen und -bedingungen hervorzuheben. Zweitens sorgt die kritische Praxis für eine Verunsicherung der Gegenwart, der ihre eigene Historizität vorgehalten werden muss. Indem Vergangenheit und Gegenwart chiastisch aufeinander bezogen werden, wird drittens das Objekt kritischer Geschichtsschreibung weniger eindeutig und muss sich das Subjekt dieser kritischen Praxis selbst befragen (lassen).

Kritische Geschichtsschreibung ist mithin die Kunst, sich nicht allzu zu sicher zu sein.

IO

Literatur

- Barthes, Roland (2006): Was ist Kritik?, in: ders.: Am Nullpunkt der Literatur. Literatur oder Geschichte. Kritik und Wahrheit, Frankfurt a. M., 117–123.
- Butler, Judith (2009): Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend, in: Rahel Jaeggi/Tilo Wesche (Hg.): Was ist Kritik? Frankfurt a. M., 221–246.
- Daston, Lorraine/Galison, Peter (2007): Objektivität, Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (1981): Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin.
- Gehring, Petra (2004): Foucault – Die Philosophie im Archiv, Frankfurt a. M./New York.
- Joyce, Patrick (2007): The gift of the past. Towards a critical history, in: Keith Jenkins/Sue Morgan/Alun Munslow (Hg.): Manifestos for history, London/New York, 88–97.
- Konersmann, Ralf (2001): Das kulturkritische Paradox, in: ders. (Hg.): Kulturkritik. Reflexionen in der veränderten Welt, Leipzig, 9–37.
- Konersmann, Ralf (2006): Kulturelle Tatsachen, Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1991): Am Ende der kritischen Soziologie, in: Zeitschrift für Soziologie 20, 147–152.
- Luhmann, Niklas (2009): Einführung in die Systemtheorie, 5. Aufl. Heidelberg.
- Robbe-Grillet, Alain (1965): Argumente für einen neuen Roman. Essays, München.
- Rosa, Hartmut (2009): Kritik der Zeitverhältnisse. Beschleunigung und Entfremdung als Schlüsselbegriffe der Sozialkritik, in: Rahel Jaeggi/Tilo Wesche (Hg.): Was ist Kritik? Frankfurt a. M., 23–54.
- Saar, Martin (2009): Genealogische Kritik, in: Rahel Jaeggi/Tilo Wesche (Hg.): Was ist Kritik? Frankfurt a. M., 247–265.
- Scott, Joan W. (2007): History-writing as critique, in: Keith Jenkins/Sue Morgan/Alun Munslow (Hg.): Manifestos for history, London/New York, 19–38.

Achim Landwehr ist Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen das Zeitwissen in der Frühen Neuzeit, die Kulturgeschichte Europas im 17. Jahrhundert und die Geschichtstheorie. Neueste Veröffentlichungen sind: (Hrsg.), Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution, Bielefeld 2012; Von der »Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«, in: Historische Zeitschrift 295 (2012) 1–34; Kulturgeschichte, Stuttgart 2009; Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M./New York 2008; Die Erschaffung Venedigs. Raum, Bevölkerung, Mythos 1570–1750, Paderborn 2007.